



JAMES PATTERSON

CROSS

ALEX

DEVIL

Weltbild Premiere

Devil

James Patterson

Devil
Alex Cross

Thriller

Aus dem Amerikanischen
von Leo Strohm

Weltbild

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Hope to Die* bei
Little, Brown and Company, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2014 by James Patterson
This edition published by arrangement with Little, Brown and Company,
New York, USA. All rights reserved.

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2017 by Blanvalet Verlag,
ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Übersetzung: Leo Strohm

Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Umschlagmotiv: © Johannes Frick unter Verwendung von Motiven von Trevillion
Images (© Nick Keevil) und Shutterstock (© Vitezslav Valka)

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice
Printed in the EU

ISBN 978-3-95973-302-1

2020 2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

*Gewidmet den tapferen Männern und Frauen des Palm
Beach Police Department.*

ERSTER TEIL

Kapitel 1

Als Marcus Sunday gegen 19.00 Uhr bei Whodunit Books, einer auf Krimi- und Thrillerliteratur spezialisierten Buchhandlung in Philadelphia, eintraf, teilte der Geschäftsführer ihm bedauernd mit, dass vermutlich nicht allzu viele Zuhörer zu erwarten waren. Es war der Dienstag nach Ostern, viele Leute waren noch im Urlaub, und außerdem regnete es.

Doch dann erlebten sie beide eine positive Überraschung. Fünfundzwanzig Besucher waren erschienen, um seine Lesung zu hören und sich mit ihm über sein kontrovers diskutiertes, auf wahren Begebenheiten beruhendes Buch *Der perfekte Verbrecher* auseinanderzusetzen.

Der Geschäftsführer stellte ihn mit folgenden Worten dem Publikum vor: »Marcus Sunday besitzt einen Dokortitel der Universität Harvard in Philosophie und hat mit diesem Buch überall im Land die Bestsellerlisten gestürmt. Es bietet seinen Lesern eine faszinierende Perspektive auf zwei ungeklärte Mordfälle. Freuen Sie sich also auf eine Reise tief ins Innerste der kriminellen Seele, unter kundiger Führung eines wahrhaft originellen Denkers.«

Die Zuhörer applaudierten, und Sunday, ein groß gewachsener, schlanker Mann Ende dreißig, trat ans Rednerpult. Er trug eine schwarze Lederjacke, eine Jeans und ein frisches, weißes Hemd.

»Vielen Dank, dass Sie sich an so einem regnerischen Abend nach draußen gewagt haben«, sagte er. »Ich freue mich sehr, hier bei Whodunit Books zu Gast sein zu dürfen.«

Dann sprach er über die Morde.

Vor sieben Jahren, zwei Tage vor Weihnachten, um genau zu sein, war die fünfköpfige Familie Daley in einem Vorort von Omaha niedergemetzelt worden. Vier Familienmitglieder hatten mit durchgeschnittenen Kehlen in ihren Betten gelegen, nur die Ehefrau und Mutter hatte man nackt im Badezimmer gefunden, ebenfalls mit durchtrennter Kehle. Entweder war die Haustür unverschlossen gewesen oder der Mörder hatte einen Schlüssel gehabt. Da in der Nacht ein Schneesturm gewütet hatte, hatte der Täter keinerlei Spuren hinterlassen.

Vierzehn Monate später, im Anschluss an ein schweres Gewitter, hatte man in einem Vorort von Fort Worth die Familie Monahan unter ganz ähnlichen Umständen vorgefunden: den Vater sowie die vier Kinder – keines älter als dreizehn Jahre – mit aufgeschlitzten Kehlen in ihren Betten, die Mutter unbekleidet und ebenfalls mit zeretzter Kehle auf dem Boden des Badezimmers. Auch diese Tat ließ sich nur so erklären, dass die Tür nicht abgeschlossen gewesen war oder der Täter einen Schlüssel gehabt hatte. Und auch in diesem Fall war es der Polizei aufgrund des Sturms und des sorgfältigen Vorgehens des Täters nicht gelungen, verwertbare Indizien zu sichern.

»Dieses Fehlen aller Beweise, dieses vollkommene Nichts, das hat mich interessiert«, teilte Sunday seinem gebannt lauschenden Publikum mit.

Zuerst habe ihn dieser Mangel verwirrt. Und im Gespräch mit den beteiligten Ermittlern hatte er erfahren, dass diese gleichermaßen ratlos waren. Doch dann hatte sein wissenschaftlich geschulter Verstand angefangen, über die philosophische Weltsicht eines solchen Täters nachzudenken.

»Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass es sich hier um einen Existenzialisten mit einer seltsam grotesken Welt-

sicht handeln muss«, fuhr er fort. »Um einen Menschen, der das Leben für vollkommen sinnlos, absurd und wertlos hält. Der an absolut nichts glaubt, weder an Gott noch an das Gesetz noch an irgendeine andere moralische oder ethische Instanz.«

In diesem Stil machte Sunday noch eine ganze Weile weiter. Er las etliche Stellen aus seinem Buch vor und erläuterte, wie die Indizienlage rund um die Schauplätze der Morde seine kontroversen Thesen gestützt und zu weiteren Thesen geführt hatte. Nur dadurch, dass der Mörder nicht an ein Gut oder Böse glaubte, so Sundays These, konnte er ein »perfekter« Verbrecher sein, weil er keinerlei Schuldgefühle empfand. Und nur dadurch war er in der Lage, solch haarsträubende Taten mit einer vollkommen unbeteiligten, emotionslosen Präzision auszuführen.

Ein Mann hob die Hand. »Das klingt ja fast so, als würden Sie den Täter bewundern.«

Sunday schüttelte den Kopf. »Ich versuche lediglich, seine Weltsicht so genau wie möglich zu beschreiben, um meinen Lesern ihre eigenen Schlussfolgerungen zu ermöglichen.«

Eine Frau mit aschblondem Haar – nicht schön im klassischen Sinn, aber dennoch attraktiv – meldete sich. Dabei wurde die Tätowierung auf ihrem Unterarm sichtbar, ein Panther inmitten einer farbenprächtigen Dschungelwelt.

»Ich habe Ihr Buch gelesen«, sagte sie mit hörbarem Südstaatenakzent. »Und es hat mir gefallen.«

»Ich bin erleichtert«, erwiderte Sunday.

Etliche Zuhörer kicherten leise.

Die Frau lächelte. »Könnten Sie vielleicht noch etwas zu Ihrer Theorie des Gegenspielers des perfekten Verbrechers sagen? Dem perfekten Ermittler?«

Sunday zögerte einen Moment, dann sagte er: »Ich habe

spekuliert, dass der perfekte Killer nur durch einen Ermittler zur Strecke gebracht werden kann, der die genaue Antithese zu ihm bildet – einen Ermittler, der an Gott glaubt, der das moralische, ethische Universum und den Sinn des Lebens gewissermaßen verkörpert. Das Problem ist nur, dass dieser perfekte Ermittler nicht existiert, dass er gar nicht existieren kann.«

»Und warum nicht?«, wollte sie wissen.

»Weil Kriminalbeamte Menschen sind und keine Monster wie der perfekte Verbrecher.« Er registrierte die Verwirrung auf den Gesichtern einiger Zuhörer. Sunday lächelte. »Lassen Sie es mich so ausdrücken: Können Sie sich vorstellen, dass ein kaltblütiger, berechnender Massenmörder sich schlagartig in einen edlen Ritter verwandelt, der immer das Richtige tut und seinen Mitmenschen unermüdlich zur Seite steht?«

Die Zuhörer schüttelten den Kopf.

»Ganz genau«, fuhr Sunday fort. »Der perfekte Verbrecher ist und bleibt der, der er ist. Solche Ungeheuer verändern sich nicht.« Er machte eine kurze, effektvolle Pause. »Aber wie ist es mit der Vorstellung, dass ein Kriminalpolizist angesichts der Grausamkeiten, denen er bei seiner Arbeit tagtäglich ausgesetzt ist, seinen Idealismus verliert? Seinen Glauben an Gott? Wie schwierig ist es, sich vorzustellen, dass ihn das alles so deprimiert, dass er keinen Sinn, keinen Wert, keine Hoffnung mehr sieht, dass er selbst ein existenzialistisches Monster und ein perfekter Verbrecher wird? Nicht besonders schwierig, oder?«

Kapitel 2

Nachdem Sunday zwei Dutzend Bücher signiert hatte, lehnte er die Einladung des Geschäftsführers zum Abendessen höflich ab, weil er angeblich noch mit einem alten Freund verabredet sei. Als er die Buchhandlung verließ, hatte es aufgehört zu regnen.

Er überquerte die Twentieth Street und ging an einem Dunkin' Donuts vorbei, als die Frau mit dem Panther-Tattoo sich neben ihn schob und sagte: »Das ist gut gelaufen.«

»Es kann nie schaden, die geheimnisvolle Acadia Le Duc mit im Publikum zu haben.«

Acadia lachte und hakte sich bei ihm unter. »Sollen wir uns eine Kleinigkeit zu essen besorgen, bevor wir nach Washington zurückfahren?«

»Erst will ich noch die Abfahrt beobachten«, erwiderte er.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte sie in beschwichtigendem Tonfall. »Ich habe doch selbst gesehen, wie du ihn versiegelt hast. Wir sind für sechzig Stunden – na gut, achtundfünfzig von mir aus – auf der sicheren Seite. Im Notfall könnten es sogar siebzig sein.«

»Ich weiß«, entgegnete er. »Aber ich bin eben ein bisschen obsessiv.«

»Also gut.« Acadia seufzte. »Aber danach gehen wir zum Thailänder.«

»Versprochen.«

Zwei Querstraßen weiter setzten sie sich in einen neuen Dodge Durango und fuhren quer durch die Stadt bis zum menschenleeren Eagles-Stadion in der Darien Street. Dort bog Sunday nach links auf einen riesigen Supermarkt-

Parkplatz ab und hielt am hintersten Ende vor dem Metallzaun, wo sie unter dem Delaware Expressway hindurch freie Sicht auf den Güterbahnhof hatten.

Sunday griff nach einem Fernglas und entdeckte in knapp hundert Metern Entfernung das gesuchte Objekt: eine lange Reihe aneinandergesperrter Güterwaggons, darunter auch einer mit einem rostroten Fünfundvierzig-Fuß-Container, dessen Dach von vorn bis hinten mit Solarmodulen bestückt war. Aus der Vorderfront ragte eine Klimaanlage hervor. Er ließ das Fernglas sinken, schaute auf seine Armbanduhr und sagte: »In einer Viertelstunde müsste es eigentlich losgehen.«

Gelangweilt ließ Acadia sich an ihre Sitzlehne sinken. »Und wann nimmt Mulch Kontakt mit Cross auf?«

»Am Freitagmorgen. Da bekommt Dr. Alex eine unmissverständliche Nachricht«, erwiderte Sunday. »Dann ist es eine Woche her. Dann ist er bereit.«

»Aber am Freitag müssen wir allerspätestens nachmittags um fünf in St. Louis sein.«

Sunday war ungehalten. Acadia war die klügste und unberechenbarste Frau, die er kannte. Aber sie hatte die unangenehme Angewohnheit, ihn ständig an Dinge zu erinnern, über die er sich vollkommen im Klaren war.

Doch bevor er ihr genau das mitteilen konnte, registrierte er eine Bewegung auf dem Bahnhof. Er hob das Fernglas vor die Augen und sah einen dunkel gekleideten, jungen Schwarzen an den Güterwaggons entlangschleichen. Er trug Handschuhe, einen kleinen Rucksack und hielt ein Stemmeisen in der Hand. Jetzt blieb er stehen und betrachtete die Solarmodule.

»Scheiße«, sagte Sunday.

»Was denn?«

»Sieht fast so aus ... Scheiße!«

»Was denn?«, wiederholte Acadia.

»Irgend so ein Arschloch will unseren Waggon aufbrechen«, sagte er.

»Gibt's doch nicht.« Sie beugte sich vor und starrte in die Schatten des Güterbahnhofs. »Woher soll er denn ...«

»Tut er nicht«, fiel Sunday ihr ins Wort. »Ist reiner Zufall. Oder er hat die Solarmodule gesehen.«

»Und was machen wir jetzt?«

»Da gibt es nur eine Möglichkeit.«

Sechzig Sekunden später befanden sie sich auf der anderen Seite des Zauns. Unter der Brücke teilten sie sich auf und huschten geduckt im Schutz einer Böschung, die neben den Gleisen verlief, in unterschiedliche Richtungen davon. Sunday hatte den Wagenheber in der Hand und blieb erst siebenzig Meter hinter dem rostrotten Container stehen. Der Bahnhof war beleuchtet, wenn auch weniger gut als auf der Nordseite. Trotzdem ... erst wenn er den Schatten des Zuges erreicht hatte, würde er nicht mehr zu sehen sein.

Aber er hatte keine andere Wahl. Er kletterte über den Erdwall und huschte so lautlos wie irgend möglich über die Gleise, wissend, dass Acadia auf der Nordseite genau dasselbe machte. Dann hatte er den Schatten erreicht, in dem er den Schwarzen hatte herumschleichen sehen. Der Container mit den Solarmodulen war sechs Waggons entfernt. Er blieb stehen und wartete ab. Dann vibrierte sein Handy und zeigte ihm eine neue SMS.

Schnell ging Sunday weiter, bis er neben dem rostrotten Container stand. Er hörte ein metallisches Kratzen, hörte, wie das Stemmeisen das Vorhängeschloss bearbeitete.

Er wartete, bis sein Handy erneut vibrierte, dann packte er den Wagenheber mit beiden Händen wie einen Vorschlaghammer.

»Was soll das denn werden, wenn's fertig ist?«, ertönte im selben Augenblick Acadias Stimme. Sie stand auf der anderen Seite des Waggons.

»Fick dich, du Schlampe«, mehr konnte der Dieb nicht sagen, bevor Sunday um die Ecke huschte und ihn auf der Waggonkupplung stehen sah, von wo er Acadia mit seinem Stemmeisen bedrohte.

Sundays Wagenheber traf ihn mit voller Wucht am Knie. Er stöhnte vor Schmerz auf und fiel auf Acadias Seite zu Boden. Sunday sprang über die Waggonkupplung und war schon bei dem Kerl, noch bevor dieser reagieren konnte.

Dieses Mal zielte er auf den Kopf und machte den Möchtegernräuber mit einem Schlag bewusstlos. Der dritte Hieb kam dann etwas gezielter und zerschmetterte die Schädeldecke des jungen Schwarzen.

Schwer atmend blickte Sunday Acadia an, die seinen Blick mit leuchtenden Augen und geblähten Nüstern erwiderte. Wie jedes Mal nach einem Mord wurde sie von einer mächtigen sexuellen Gier erfasst.

»Marcus«, sagte sie. »Ich bin plötzlich ...«

»Später«, unterbrach er sie bestimmt und deutete auf den Güterzug auf dem Nachbargleis. »Hilf mir, ihn unter den Zug da zu schieben. Wenn wir Glück haben, wird er erst morgen früh entdeckt. Oder noch später.«

Sie packten den Toten unter den Achselhöhlen, schleiften ihn die drei Meter zu dem anderen Zug und legten ihn zwischen die Gleise mit dem Gesicht nach unten unter einen Waggon.

Da ertönte ein leises Quietschen und sie zuckten zusammen.

Der Güterzug setzte sich langsam Richtung Westen in Bewegung. Der Container mit den Solarmodulen war unterwegs.

Kapitel 3

»Carter Billings war der Wahnsinn!«, rief Ali im Dämmerlicht. »Beim allerersten Schlag!«

Mein Siebenjähriger rannte voraus, hüpfte die Eingangstreppe zu unserem Haus empor und stellte sich mit ausladenden Bewegungen in Schlagposition, während er den aufblasbaren Baseballschläger, den ich ihm vorhin geschenkt hatte, wie wild durch die Luft schwang.

Er schnalzte laut mit der Zunge und lieferte eine recht brauchbare Imitation von Billings' übermütigem und leidenschaftlichem Lauf um das Infield, nachdem der Neuling mit seinem allerersten Schlag überhaupt nicht nur einen atemberaubenden Home Run geschlagen, sondern seinen Nationals damit im ersten Saisonspiel auch den Sieg beschert hatte.

Ich hatte die Tickets über einen alten Freund bekommen, und wir waren alle dabei gewesen, um diesen wundervollen Augenblick mitzuerleben – Ali, meine Frau Bree, mein ältester Sohn Damon, meine Tochter Jannie und meine Großmutter Nana Mama mit ihren über neunzig Jahren. Während Ali seinen Jubellauf beendete, klatschten wir stürmisch Beifall und drängten uns durch die Tür unseres Häuschens in der Fifth Street in Southeast Washington, D. C.

In den vergangenen Wochen war im Hause Cross viel umgebaut und renoviert worden. Die Küche wurde neu gestaltet, und wir sollten einen Anbau bekommen, damit wir unten ein größeres Wohnzimmer und im ersten Stock ein neues Schlafzimmer einrichten konnten. Als wir zum Spiel gefahren waren, hatte alles noch genauso ausgesehen, wie

die Bauarbeiter es am Karfreitag hinterlassen hatten – die Außenwände standen, die Fenster waren eingebaut und das Dach fertig. Das Ganze war eine staubige, leere Hülle, vom Haupthaus durch eine Plastikfolie abgetrennt.

Doch als Nana Mama die ersten Schritte ins Innere des Hauses gemacht hatte, blieb sie abrupt stehen und rief laut: »Alex!«

Ich eilte zu ihr, weil ich befürchtete, dass irgendeine Katastrophe passiert war, aber meine Großmutter blickte mich freudestrahlend an. »Wie hast du das bloß geschafft?«, sagte sie.

Ich blickte über ihre Schulter hinweg und sah, dass der Anbau und die Küche fertig waren. Komplett fertig. Die Schränke hingen an den Wänden. Die italienischen Fliesen waren verlegt. Der feuerrote Gastronomieherd mit den sechs Flammen war fertig installiert, genau wie der farblich darauf abgestimmte Kühlschrank und die Spülmaschine. Und das neue Wohnzimmer jenseits der Küche war komplett neu eingerichtet. Es sah aus wie frisch aus dem Katalog eines Möbelhauses.

»Wie ist das denn möglich, Alex?«, stieß Bree hervor.

Ich war genauso sprachlos wie der Rest meiner Familie. Es kam mir vor, als hätte ein Flaschengeist uns hundert Wünsche gleichzeitig erfüllt. Die Kinder rannten durch die Küche in das neue Wohnzimmer, um die Sofas und die plüschigen Sessel auszuprobieren, während Nana Mama und Bree die Arbeitsplatten aus schwarzem Granit, die Edelstahlspüle und die Zinnleuchten bewunderten.

Meine Aufmerksamkeit galt jedoch einem Blatt Papier im DIN-A4-Format, das mit Magneten an der Kühlschranktür befestigt war. Zuerst dachte ich, es sei ein Brief der Baufirma, in dem sie uns zu unserer neuen Einrichtung beglückwünschten.

Aber dann sah ich, dass auf dem Blatt fünf Fotos nebeneinander abgebildet waren. Die Bilder waren nur schwer zu erkennen, darum trat ich näher. Und dann packte mich das nackte Grauen.

Auf jedem Foto war eines meiner Familienmitglieder zu sehen. Sie lagen auf einem Betonfußboden, den Kopf in einer Blutlache, ausdruckslos und mit stumpfen Augen. Alle hatten über dem linken Ohr, ein wenig nach hinten versetzt, eine hässliche, klaffende Wunde, wie von einem Schuss aus nächster Nähe.

Irgendwo in der Ferne jaulte eine Sirene.

»Nein!«, brüllte ich.

Doch als ich mich umdrehte, um mich zu vergewissern, dass die Fotos nicht echt waren, da waren meine Kinder, meine Frau und meine Großmutter verschwunden. Hatten sich einfach in Luft aufgelöst. Bis auf die widerlichen Fotos an der Kühlschrankschranktür war nichts mehr von ihnen übrig.

Ich bin allein, dachte ich.

Allein.

Der Schmerz bohrte sich wie eine stählerne Klinge in meinen Schädel. Ich befürchtete ernsthaft einen Schlaganfall oder einen Herzinfarkt, sank auf die Knie, ließ den Kopf hängen und reckte meine Arme zum Himmel empor.

»Warum, Mulch?«, schrie ich. »Warum?«

Kapitel 4

Im Morgengrauen wurde ich wach, schreckte ruckartig auf und spürte sofort wieder das dumpfe Pochen in meinem Schädel. Zuerst hatte ich keine Ahnung, wo ich überhaupt war, bis ich im Halbdunkel schemenhaft mein eigenes Schlafzimmer erkannte. Ich lag im Bett, immer noch in Arbeitskleidung und vollkommen durchgeschwitzt. Ohne nachzudenken, streckte ich den Arm nach meiner schlafenden Frau aus.

Aber Bree war nicht da, und das war der Moment der eiskalten Erkenntnis. Wieder einmal war ich in einer Wirklichkeit aufgewacht, die schlimmer war als jeder Albtraum.

Meine Frau war verschwunden. Alle waren verschwunden.

Und ein Wahnsinniger namens Thierry Mulch hatte sie in seiner Gewalt.

Ich war wild entschlossen, mich seinem Wahnsinn nicht zu beugen, drehte mich um und drückte meine Nase in Brees Kissen. Ich wollte ihren Duft riechen. Das brauchte ich, um stark zu bleiben, um meinen Glauben und meine Hoffnung aufrechtzuerhalten. Und tatsächlich konnte ich noch einen Hauch von ihr wahrnehmen. Aber ich wollte mehr. Ich brauchte mehr. Also stand ich auf, ging zu ihrem Schrank und vergrub, so seltsam es sich auch anhören mag, mein Gesicht in ihren Kleidern.

Etliche Minuten lang ließ ich Brees vollkommenen Duft in mein Gehirn einsinken, so tief, dass meine Kopfschmerzen verschwanden und sie ganz dicht bei mir war, diese wunderschöne, kluge, fröhliche Frau, die da fast greifbar durch meine Erinnerungen tanzte. Doch das Gefühl, sie

bei mir zu haben, verebbte viel zu schnell wieder, und auch die Düfte in ihrem Schrank veränderten sich, rochen plötzlich schal und sauer.

Ich erstarrte.

War das in den anderen Zimmern auch so? Würden die Düfte dort auch verschwinden?

Hundeelend und voller Angst vor dem, was mich erwartete, zwang ich mich, Alis Zimmertür zu öffnen. Mit angehaltenem Atem trat ich ein und machte die Tür hinter mir zu. Ich ließ das Licht aus, wollte keinen zweiten Sinn aktivieren, wollte mich nur auf den einen konzentrieren.

Als ich dann schließlich wagte, Luft zu holen, war Alex juniors Kleiner-Jungen-Duft allgegenwärtig. Ich konnte seine Stimme hören und spürte, wie gut es tat, ihn im Arm zu halten. Ich musste daran denken, wie er sich manchmal, wenn er müde war, in meinen Arm kuschelte.

Als Nächstes betrat ich Jannies Zimmer. Doch die Luft dort machte mich eher ratlos und ein bisschen nervös. Ich schätze, dass ich mich nach Düften längst vergangener Zeiten gesehnt hatte. Aber Jannie stand kurz vor dem Abschluss ihres ersten Highschooljahrs und war bereits der Star ihres Leichtathletikteams. Ich stand lange stumm in ihrem stockdunklen Zimmer, überwältigt von der Erkenntnis, dass mein kleines Mädchen eine junge Frau geworden und dann verschwunden war, zusammen mit allen anderen Mitgliedern meiner Familie.

Mit zitternden Fingern griff ich nach Nana Mamas Türklinke und drückte sie nach unten. Ich trat ein, machte die Tür hinter mir zu und sog ihren Fliederduft ein. Doch dann stürmten Dutzende Erinnerungen auf mich ein und ich fühlte mich sehr plötzlich sehr beengt. Ich musste auf der Stelle das Zimmer verlassen.

Also machte ich die Tür hinter mir zu und ging nach

oben. In meinem Arbeitszimmer unter dem Dach war die Luft vermutlich besser. Dort konnte ich klarer denken. Aber schon nach den ersten Stufen wurde mir zu meiner großen Erschütterung bewusst, dass ein bestimmter Duft bereits nicht mehr vorhanden war.

Damon, mein siebzehnjähriger Erstgeborener, besuchte eine Privatschule in Massachusetts und war seit zwei Monaten nicht mehr zu Hause gewesen. Die Vorstellung, dass ich ihn womöglich nie wieder riechen würde, ließ meine allerletzten Kräfte schwinden.

Ich dachte an die Fotos, die durch meine Träume spukten. Waren es Inszenierungen, die mir vor Augen führen sollten, was noch alles auf mich zukam? Meine Kopfschmerzen wurden unerträglich. Ich drehte durch, raste in mein Arbeitszimmer und stellte mich direkt vor eine Kamera, die versteckt zwischen zwei Fachbüchern in meinem Bücherregal stand.

»Warum, Mulch?«, brüllte ich. »Was habe ich Ihnen getan? Womit habe ich das verdient? Was wollen Sie von mir, verdammt noch mal? Los, sagen Sie schon! Was zum Teufel wollen Sie von mir?«

Aber ich erhielt keine Antwort. Das kleine Objektiv starrte mich nur stumm an. Ich packte die Kamera, riss das Kabel ab und zertrat sie mit dem Absatz.

Scheiß auf Mulch oder Elliot und wie immer er sich nennen mochte. Es war mir egal, dass ich ihm gerade eben gezeigt hatte, dass wir über die Wanzen und die Kameras Bescheid wussten. Scheiß drauf!

Keuchend wischte ich mir den Schweiß von der Stirn. Dann beschloss ich, alle Abhörgeräte im Haus zu zerstören, bevor sie mich zerstörten.

Draußen auf der Straße bellte ein Hund und dann hämmerte jemand gegen meine Haustür.

Kapitel 5

Ich machte die Tür auf und sah mich einer kleinen, sportlich-attractiven Mittdreißigerin mit braunen Haaren gegenüber. Sie machte ein Gesicht, als wäre sie jetzt am liebsten irgendwo anders gewesen, ganz egal wo, nur nicht auf meiner Eingangsveranda, und streckte mir ihre Dienstmarke entgegen.

»Herr Dr. Cross«, sagte sie. »Ich bin Detective Tess Aaliyah. Ich arbeite bei der Mordkommission der Metro Police.«

»Ach, tatsächlich?«, erwiderte ich, weil ich sie noch nie zuvor gesehen hatte.

»Erst seit letzter Woche. Davor war ich bei der Mordkommission in Baltimore, Sir«, gab Detective Aaliyah zurück. »Als Sie die Massagesalon-Morde und die Sache mit den entführten Babys aufgeklärt haben.«

Für einen kurzen Augenblick war ich verwirrt und wusste gar nicht, was sie meinte, aber dann fiel es mir wieder ein. Es kam mir vor, als sei das alles eine Ewigkeit her und nicht erst eine Woche. Ich nickte. »Und dann auch noch ganz ohne Partner, Detective ... ääh ...«

»Aaliyah«, half sie mir und blickte mich mit schief gelegtem Kopf an. »Chris Daniels ist mein Partner, aber er hat sich heute Morgen beim Hanteltraining anscheinend den Knöchel verstaucht.«

Ich verzog das Gesicht und nickte. »Daniels ist ein guter Mann.«

»Den Eindruck habe ich bis jetzt auch«, meinte sie zustimmend. Dann schluckte sie und starrte den Verandaboden an.

»Was kann ich für Sie tun, Detective?«

Aaliyah stieß kurz und heftig den Atem aus, dann sah sie mich an. »Sir, ein paar Querstraßen weiter hat man auf einer Baustelle einen weiblichen Leichnam entdeckt. Eine Afroamerikanerin. Sie wurde schwer misshandelt, und es tut mir leid, Dr. Cross, aber wir haben bei ihr auch die Dienstmarke und den Ausweis Ihrer Frau gefunden. Ist sie vielleicht hier?«

Ich wäre beinahe zusammengebrochen, konnte mich gerade noch am Türgriff festhalten und hervorstoßen: »Sie ist spurlos verschwunden.«

»Verschwunden?«, hakte die Detective nach. »Seit ...«

»Bringen Sie mich hin«, sagte ich. »Ich will es mit eigenen Augen sehen.«

Ich verbrachte die zweiminütige Fahrt in fast völliger Erstarrung. Aaliyah stellte mir eine Frage nach der anderen und ich antwortete immer nur: »Ich muss sie sehen.«

Streifenwagen tauchten vor uns auf, gelbes Absperrband, alles vertraute Dinge, die mir aber nicht den geringsten Trost spendeten. Ich habe schon mehr Mordschauplätze gesehen, als ich zählen kann, aber noch nie hatte ich auch nur annähernd solche Angst vor dem gehabt, was da auf mich zukam, als an diesem Morgen. Ich ging neben Detective Aaliyah her an einem Streifenbeamten vorbei, der den Zugang zu der von einem Maschendrahtzaun geschützten Baustelle bewachte.

»Sie liegt da unten, Sir«, sagte Aaliyah.

Ich ging bis zur Kante und blickte in das Loch hinab, in dem die Fundamente gelegt werden sollten.

Steine und Armierisen lagen auf dem Boden der Baugrube verstreut und warteten darauf, mit Zement übergossen zu werden. Und dann war da noch eine Frau zu sehen. Sie lag auf der Seite, hatte Brees Statur und Haarfarbe und wandte mir den Rücken zu, der von zahlreichen ovalen

Wunden und verklebten Blutspuren übersät war. Sie trug denselben BH und dasselbe Höschen, das Bree am Karfreitag getragen hatte. Und da lag auch Brees Armbanduhr.

Ich taumelte ein bisschen dichter an die Kante. Blitze zuckten durch meinen Schädel, und ich war mir sicher, dass ich gleich hinunterstürzen würde. Aber Detective Aaliyah hielt mich am Ellbogen fest.

»Ist sie es, Dr. Cross?«, erkundigte sie sich. »Ist das Bree Stone?«

Ich starrte sie dumpf an und sagte: »Ich muss erst nachsehen.«

Wir gingen zu einer Leiter, und ich muss wohl irgendwie hinuntergeklettert sein, obwohl ich mich beim besten Willen nicht daran erinnern kann. Bei jedem Schritt brach mir das Herz. Jeder Handgriff war der letzte.

Ich stieg über das Durcheinander der Armiereisen und sah sie mir von vorn an. Die Ohrringe waren jedenfalls genau dieselben, die ich Bree zum Hochzeitstag geschenkt hatte.

Ein Stöhnen, wie ich es noch nie gehört hatte, drang aus meiner Brust.

Ich machte noch einen Schritt auf sie zu und sah, dass ihr Gesicht bis zur Unkenntlichkeit zerschmettert war und dass die ovalen Wunden sich auch über die Vorderseite ihres Körpers erstreckten. Es sah aus, als hätte ihr jemand mit einer Gartenschere alle zehn bis fünfzehn Zentimeter ein Stück Haut abgeschnitten, bis hin zu dem Verlobungsring, den ich ihr geschenkt hatte, zu ihrem Ehering, zu den blutigen Stummeln, wo eigentlich ihre Fingerspitzen hätten sein müssen. Ihr Mund stand offen und sie hatte keine Zähne mehr.

»Großer Gott«, flüsterte ich in abgrundtiefem Entsetzen und sank vor ihr auf die Knie. »Was hat dieses kranke Arschloch dir angetan?«

Kapitel 6

»Ist das Ihre Frau, Herr Dr. Cross?«, wollte Detective Aaliyah wissen.

Ich starrte den verstümmelten Leichnam an, der da vor mir lag, die Haare, die Hautfarbe, die Größe, die Statur, den Schmuck, und sagte: »Ich weiß nicht. Ich glaube schon, aber ich weiß es nicht sicher. Sie ... in diesem Zustand kann ich es nicht erkennen.«

»Wo waren Sie gestern Abend?«, wollte sie wissen.

Während ich bei der Toten nach eindeutigen Hinweisen suchte, ob es Bree war oder nicht, erwiderte ich: »Ich war zu Hause, Detective, und habe mir alte Folgen von *The Walking Dead* angeschaut.«

»Wie bitte?«

»Diese Fernsehserie über eine Zombie-Apokalypse. Mein Sohn Ali sieht die wahnsinnig gern.«

»Und war er auch dabei?«

Ich schüttelte den Kopf, spürte, wie mir die Tränen über die Wangen liefen, und sagte: »Er ist auch verschwunden. Sie sind alle verschwunden. Hat Ihnen das niemand gesagt? John Sampson? Captain Quintus? Das FBI?«

»FBI?«, wiederholte sie. »Nein, ich war auf dem Weg zur Arbeit, habe die Funkdurchsage gehört und bin direkt hierher gefahren. Wie wär's, wollen wir den Kriminaltechnikern Platz machen? Und dann erzählen Sie mir am besten alles, was ich wissen muss.«

Ich kniete noch ein paar Sekunden länger vor der Toten und hatte dabei Bilder von Bree vor meinem geistigen Auge, die das Ganze surreal und absolut unerträglich werden ließen.

»Dr. Cross?«

Ich nickte, kam schwankend auf die Füße und schaffte es, ohne Zwischenfall die Leiter hochzuklettern. Wir setzten uns in ihr Zivilfahrzeug.

»Dann lassen Sie mal hören«, sagte sie in professionellem Tonfall.

Im Verlauf der nun folgenden fünfunddreißig Minuten breitete ich den ganzen Irrsinn der vergangenen Wochen vor ihr aus und versuchte, keine einzige wichtige Einzelheit auszulassen.

»Der erste Kontakt mit Thierry Mulch, das waren seine seltsamen, spöttischen Briefe über die Massagesalon-Morde. Darin hat er mich als Idioten beschimpft und ein paar Theorien entwickelt, die, wie ich zugeben muss, bei der Festnahme des Täters von unschätzbarem Wert waren. Etwas später hat er sich dann als Internet-Unternehmer ausgegeben und an der Schule meines Sohnes Ali einen Vortrag gehalten.

Ich habe ihn gegoogelt und genau sieben Personen mit diesem Namen gefunden. Einer davon war tatsächlich ein Internet-Unternehmer. Aber da ich damals bis zum Hals in den Ermittlungen rund um diese Massagesalon-Morde gesteckt habe, habe ich das als reinen Zufall abgetan. Doch es hat sich schnell herausgestellt, dass dieser Mulch sich intensiv mit mir und meiner Familie beschäftigt hatte«, fuhr ich fort. »Er hat Kameras und Abhörmikrofone in unserem Haus versteckt, vermutlich, um unsere Gewohnheiten und unseren Alltag kennenzulernen, weil er nämlich am vergangenen Freitag – am Karfreitag – innerhalb weniger Stunden alle anderen entführt hat, sogar meinen Sohn Damon, der in den Berkshires im Westen von Massachusetts zur Schule geht.«

»Und wieso habe ich bisher kein Sterbenswörtchen von

alldem gehört?«, wollte sie wissen. »Woher wissen Sie überhaupt, dass dieser Mulch Ihre Familie in seiner Gewalt hat?«

»Das kann ich Ihnen erklären.«

Aaliyah nickte, und ich erzählte ihr, wie Mulch mir am Karfreitagabend über das Handy meiner Tochter Fotos von allen Familienmitgliedern geschickt hatte, gefesselt und mit zugeklebten Mündern. Außerdem hatte er mir Textnachrichten geschickt und gedroht, dass er sie alle umbringen wird, wenn ich die Polizei oder das FBI einschalte. Am Samstagnachmittag stand dann John Sampson vor meiner Haustür. Er ist mein bester Freund und mein Partner bei der Metro Police. Er hatte sich Sorgen gemacht, weil ich mich gar nicht gemeldet hatte.

»Ich habe John wieder weggeschickt, ohne ihm ein Sterbenswörtchen zu verraten, aber Mulch hat das überhaupt nicht interessiert«, sagte ich und fischte mein Handy aus der Hosentasche. »Dann habe ich diese Bilder geschickt bekommen, immer eines pro Stunde.«

Ich gab ihr das Handy und bat sie, die Fotogalerie aufzurufen. Kurz darauf starrte sie mit entsetzter Miene auf das Display und die Bilder meiner Angehörigen, alle mit einer tödlichen Kopfwunde.

»Sind die echt?«, erkundigte sie sich.

»Nein. Aber das habe ich damals noch nicht gewusst.«

Dann erzählte ich Aaliyah, wie ich nach dem ersten Betrachten der Bilder vollkommen am Boden zerstört gewesen war. Dass ich wie ein Zombie durch Washington gelaufen war, in der düsteren Hoffnung, irgendjemand würde mir den Schädel wegpusten. Schlussendlich war ich in einem Crack-Haus gelandet und hatte die Junkies gebeten, mich umzubringen, ja, ich hatte ihnen sogar Geld dafür geboten. Und irgendjemand hatte es versucht und mir eine Eisenstange über den Schädel gezogen.

Doch dann hatte Ava mich gefunden, auch eine Süchtige, die aber eine Zeit lang bei uns im Haus gewohnt hatte. Sie brachte mich nach Hause und ich erzählte ihr alles. Anschließend war ich mit einer Gehirnerschütterung bewusstlos zusammengebrochen.

»Ava ist sehr intelligent und kann hervorragend mit Computern umgehen«, fuhr ich fort. »Während ich geschlafen habe, hat sie die Bilder auf einen Laptop überspielt und sie so vergrößert, dass man die Manipulationen erkennen konnte.«

Mit dieser Information hatte Ava sich an Sampson und Ned Mahoney gewandt, meinen ehemaligen Partner in der Abteilung für Verhaltensanalyse beim FBI. Ava konnte die beiden davon überzeugen, dass meine Familie gar nicht tot war.

Anschließend fanden Sampson und Mahoney eine Möglichkeit, sich in mein Haus zu schleichen, ohne dass Mulchs Wanzen etwas davon mitbekamen. Es stellte sich heraus, dass eine Frau in Alexandria, Virginia, von einem Mann vergewaltigt worden war, der sich Thierry Mulch genannt hatte. Und die DNA-Spuren, die dort am Tatort gefunden wurden, passten zur DNA eines brillanten, einzelgängerischen Computertechnik-Studenten an der George Mason University, der seit zwei Wochen spurlos verschwunden war.

»Sein Name ist Preston Elliot. Angesichts der hochmodernen Abhörtechnik, die Mulch in meinem Haus installiert hat, haben wir von Anfang an vermutet, dass Elliot und Mulch ein und dieselbe Person sind. Wir haben die Wanzen also an Ort und Stelle gelassen und beschlossen, dass ich weiterhin so tun sollte, als sei ich vom Tod meiner gesamten Familie überzeugt. Mulch/Elliot sollte glauben, dass ich vollkommen am Boden bin – ein Opfer und kei-

nesfalls eine Bedrohung. Außerdem haben wir beschlossen, die Suche nach meiner Familie unter Verschluss zu halten. Aber die Tage sind vergangen und jetzt ist es schon eine Woche her. Und wir haben nichts von ihm gehört. Bis ... jetzt.«

Mit regungsloser Miene ließ Detective Aaliyah sich das alles durch den Kopf gehen. Nach mehreren Minuten sagte sie dann: »Glauben Sie, dass Mulch ... äh, Elliot für den Tod Ihrer ... dieser Frau verantwortlich ist?«

»Mit Sicherheit«, erwiderte ich. »Das ist überhaupt keine Frage.«

Aaliyah überlegte kurz. »Was hat er davon, dass er Ihnen und Ihrer Familie das alles antut?«

»Ich habe aufgehört, mir diese Frage zu stellen«, lautete meine Antwort. »Aber ganz egal, was für einen kranken, hirnrissigen Grund er dafür auch haben mag, für mich fühlt es sich an wie die brutalste Folter. Als wollte er mich immer wieder an den äußersten Rand des Erträglichen bringen, in der Hoffnung, dass ich irgendwann springe.«

Sie legte den Kopf ein wenig schief und fragte: »Und? Werden Sie es tun?«

»Wenn sich herausstellen sollte, dass das da unten in der Baugrube Bree ist, dann, ganz ehrlich, weiß ich's nicht.«